

„In Christo“

Meditationen über Stücke aus dem Epheserbrieſ.

I.

Kap. 1, 13 — 14.

Laßt uns einmal nur auf das Leitmotiv in dieſer monumentalen Overtüre achten. Ich meine das nicht weniger als ſiebenmal aufklingende „in Christo“. „Chriſtus iſt wie ein weiter Raum, in dem die Gemeinde aller Zeiten und aller Gebiete der Erde Aufnahme findet“, ſagt Paul Kalweit. Gewöhnlich ſagt man freilich nicht Raum ſondern Reich. Dabei, ſo gibt uns Kalweit zu bedenken, darf aber nicht vergeſſen werden, daß irdiſche Reiche immer größer ſind als ihre nicht weniger irdiſchen Herrſcher. Auch der diktatoriſchſte Diktator kann nicht alles wiſſen, überſehen, lenken, noch nicht einmal ahnen, was in ſeinem Lande vorgeht. Im Reiche Chriſti aber geht alles vom Herrn aus, geſchieht alles auf ihn hin, iſt alles, aber auch alles bezogen auf ihn. Wie käme man ſonſt dazu, dieſe Wirklichkeit als eine „in Christo“ ſeiende zu bezeichnen?

B. 3.

„Geprieſen ſei der Gott und Vater unſres Herrn Jeſus Chriſtus, der uns mit jeder Art von geiſtlichem Segen, der in der Himmelswelt droben vorhanden iſt, in Chriſtus geſegnet hat“ (Überſetzung nach Menge). Wo immer Menſchen in Chriſto ihren Lebensraum haben, da ſind ſie teilhaftig eines Segens, der nicht den Kräften dieſer Erde entſtrömt. Oder kann die Erde etwa ihren Mund aufſtun und rufen: „Mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben?“ Die Schrift weiß lediglich davon, daß ſie nach Rache ſchrie, als Rain ſie beſleckte mit dem Blute des Bruders. Nicht religiöſe Veranlagung, auch nicht religiöſe Erziehung oder beſondere Erlebnisse machens, nein: wenn wir einbezogen ſein ſollen in den Lebensraum, den Jeſus uns bereitet, dann müſſen andere Brunnen ausbrechen aus andern Tiefen, und andere Fenster des Himmels müſſen ſich öffnen als an dem Tage, da Noah in den Kaſten ging.

Nicht iſt geſagt, daß jeder „mit jeder Art von geiſtlichem Segen“ aus der Himmelswelt geſegnet wird. Siehe 1. Kor. 12, 4 ff. „In Chriſto“ gibt es das alles miteinander, in den Chriſten iſt es verteilt: der eine hat eine linde Hand „in Chriſto“, der andere weiß ſonderlich zu tröſten „in Chriſto“, dem dritten wird der morgige Tag entſchleiert „in Chriſto“, der vierte weiß uns Jubelhymnen zu ſingen „in Chriſto“, einem fünften wieder iſt die nötige Akribie und Weiſheit und Geduld verliehen, uns einen zuverlässigen Bibeltext zu erarbeiten „in Chriſto“.

B. 4a.

„In Ihm hat er uns ſchon vor Grundlegung der Welt erwählt.“ Das iſt alles andere als eine abſtrakte Angelegenheit. Nein, es iſt eine ganz vom Perſönlichen durchblutete Sache, die garnichts zu

tun hat mit dem Determinismus der Philosophen. Hier geht alles über Christus. — Leute, die eine Bekehrung erleben, sollen das unmittelbare Gefühl haben: Gott hat mich von jeher da stehen sehen, wo ich jetzt bin: vorm Kreuz. Das ist nicht erst von gestern her. Das ist auch nicht von mir her. Gott hat alles so zurecht gelegt in meinem Leben, daß ich die Richtung auf Golgatha zu nahm. Ich von mir aus wäre ganz wo anders gelandet.

Wie tröstlich ist das doch. Ist's nicht vielleicht ein wenig zu tröstlich?! Sodasß ich in Gefahr stehe, auszuruhen auf dem Seidenkissen meiner Erwähltheit? Wer das täte, der hätte freilich die Hauptsache übersehen: die zwei Wörtlein „in Ihm“. Erst durch das, was mit dem Herrn Jesus geschah, bin ich so einer geworden, der das nachsprechen darf: „in ihm hat er mich schon längst erwählt.“ Darauf ausruhen? Dann stünde ich gewiß nicht mehr beim Kreuz! Dann hätte ich vergessen, wer meine Erwählung in Kraft gesetzt hat. Dann hätte ich auch vergessen, daß ich zur Kirche gehöre. Oder werde ich in der Kirche etwa nicht ständig auf den hingewiesen, der mich zurechtgebracht hat? Wird mir nicht auf Schritt und Tritt vorgehalten: „Wer stehet, sehe zu, daß er nicht falle“?

B. 6.

„Zum Lobpreis seiner herrlichen Gnade, die er uns in dem Geliebten geschenkt hat.“

Gott hat den Herrn Jesus zum Gefäß seiner Gnade gemacht. Finde ich sie dort nicht, so werde ich ihr nirgends begegnen; es sei denn in kümmerlichen Bruchstücken, die mein blinder Verstand jedoch zu keinem Ganzen zusammensügen kann. Darum ist es nirgends in der Welt der Religionen so eindeutig wie in der Kirche zu dem Bekenntnis gekommen: „Gott ist Liebe“.

Der von Gott Geliebte liebt uns. So gelangt Gottes Liebe zu uns. Und nun darf das Umgekehrte geschehen: Wir dürfen den von Gott Geliebten lieben. So gelangt unsre Liebe zu Gott. So wie man nur „in Christo“ sich wahrhaft von Gott geliebt wissen kann, so kann man auch nur „in Christo“ Gott wahrhaftig wiederlieben.

B. 7.

„In diesem haben wir die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden.“

Gefegnet, erwählt, begnadet — das alles kann man ohne Schwierigkeit in eine unverbindliche Geistigkeit verlagern. Nun aber ist das aus; denn jetzt ist von Blut die Rede! Dieses Blut ist geflossen, ist aus Menschenhänden getropft, in der Menschenerde versickert. Und Menschen sind's gewesen, welche dieses Blut vergossen haben. Da ist's freilich zu Ende mit der Geistigkeit. Da erheischt ein Ereignis unsre Anerkennung. „In ihm haben wir die Erlösung.“ Aber sie ist nicht einfach so vom Himmel getropft. Wir sind teuer erkaufte! Also das, diese Kreuzigung mußte geschehen, damit eine Antwort da sei auf die Frage: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes?“ (Röm. 7, 24). Ja, wer in aller Welt

sollte dich erlösen können, wenn nicht der, von welchem du dich gelöst hast?! Denn von ihm kannst du dich garnicht lösen, ohne an einen andern dich zu binden, der gleichfalls stärker ist als du. Wer aber überwindet den Starken? Und wie sollte das anders geschehen können als durch eine Hingabe, einen Gehorsam, ein Opfer, einen Einsatz, ein Blutvergießen ohnegleichen? Schuld wird nicht bereinigt wie man mit der Hand über ein Tischtuch wischt, und schon ist's sauber. Weißt du es nicht, so wissens die Mörder in den Kerker und zittern! Zittern, bis auch sie des Gehorsams inne werden, der für uns geschah — des Gehorsams des Gottessohnes bis in den Tod hinein, in einen Tod, der nicht alles Lebende mit sich riß in den Strudel der Finsternis, sondern der zur gottgewollten Klammer ward, die fortan Himmel und Erde verbindet.

B. 10 b.

„Er wollte in Christus als dem Haupte alles einheitlich zusammenfassen, was im Himmel und was auf der Erde ist.“

Sprachen wir eben vom Zentrum, so sehen wir hier das Ziel. Und so wie im Raume Christi alles auf das Zentrum (die Erlösung durch sein Blut) bezogen ist, so ist auch alles auf das Ziel bezogen: Damit die große Zusammenfassung möglich sei, kam Segen aus der Himmelswelt auf die Erde, wurden Menschen erwählt, begnadet, erlöst.

Die Pantheisten machen sich wirklich zu leicht, wenn sie meinen, ein Gedankenspiel genüge, um Himmel und Erde, Schöpfer und Geschöpf zusammenzubringen, ja in eins verfließen zu lassen. Als könne man den Blick Gottes ablenken von dem einen, worauf allein er schaut: „Ob jemand klug sei und nach Gott frage“ (Ps. 14, 2). Und wenn da nun keiner klug wäre, keiner nach Gott fragte?! Ginge dann nicht alles daran, daß es nicht so geht, wie Hesekiel 22, 30 zu lesen steht? Ginge dann nicht alles daran, daß einer da wäre, der Vollmacht besäße, Ps. 49, 8 außer Geltung zu setzen, indem er den Preis bezahlte, den niemand erschwingen kann, um der Menschen Seelen zu erlösen?

Dieser Eine ist für uns in die Bresche gesprungen. Der klaffende Riß ist geschlossen „in Christo“.

B. 11 f.

Hier folgen wir nicht der Mengeibibel, sondern übersetzen mit Schlatter wie folgt: „In ihm wurde uns auch das Los zuteil, sein Eigentum zu sein, da wir vorbestimmt waren nach dem Vorjah dessen, der alles nach dem Rat seines Willens wirkt, damit wir zum Preise seiner Herrlichkeit seien.“

Etwas zu sein „zu Lob seiner Herrlichkeit“ — ist eine schönere Bestimmung christlichen Lebens denkbar? So „etwas“ waren doch Leute wie Paulus, Augustin, Luther, Blumhardt, Bodelschwingh. Alles was sie sonst noch gewesen sein mögen, trifft nicht den Kern. Ihr Wesen hatten sie darin, daß sie etwas waren „zu Lob seiner Herrlichkeit“. O, wären wir auch so „in Christo“, daß die Leute unsere guten Werke sähen nud den Vater im Himmel priesen.

B. 13.

„In ihm seid auch ihr . . . mit dem verheißenen Heiligen Geist versiegelt worden.“

Ein Siegel besagt dreierlei: hier ist etwas Wertvolles: hier ist etwas zu eröffnen, und hier ist etwas Gesichertes.

Ja, es ist alles schon da; der Segen, die Erwählung, die Gnade, die Erlösung, die Zusammenfassung, die Bestimmung. Aber noch liegt alles unterm Siegel. Laßt uns nocheinmal die kostbaren Güter und Gaben betrachten; laßt uns nun aber das Siegel dran heften, damit sie uns deutlich werden in ihrer Nähe und in ihrer Ferne, in ihrem Jetzt und ihrem Einst, in ihrem Hier und ihrem Dort.

Der Segen: er waltet in der Gemeinde des Herrn hier auf Erden; zugleich aber bleibt er „in der Himmelswelt droben“.

Die Erwählung: wir dürfen uns ihrer getrösten, nicht aber ihrer rühmen. Wir haben sie nicht in der Tasche, wir haben sie nur im Wort, das sie uns zusagt auf Treu und Glauben. Noch leuchtet der Name Gottes nicht auf unsern Stirnen.

Die Gnade: wir sind beschenkt über alles Verdienst; aber noch sind Tränen da, die einst abgewischt werden sollen. Noch ist Leid da und Geschrei und Schmerz, welche der Linderung und der Stillung und des Trostes harren.

Die Erlösung: ja, „in ihm“ haben wir sie schon, aber nicht „in uns“! Wie sollte sie im Leibe dieses Todes eher zur Auswirkung kommen können, als bis „unser irdisch Haus dieser Hütte zerbrochen wird und wir überkleidet werden mit der Behausung, die vom Himmel ist“? (2. Kor. 5, f.)

Die Bestimmung: wir dürfen sie ergreifen, aber ganz wird sie sich erst erfüllen, wenn wir mit allen Engeln und Erzengeln Gott das Loblied singen.

Die Zusammenfassung: „in Christo“ ja, in dem Gekreuzigten und Auferstandenen, zur Rechten des Vaters Sitzenden, in dem ist Gott und Mensch, Himmel und Erde eins geworden; und sofern wir Anteil haben an ihm, ist der Riß auch geschlossen für uns. Aber noch bleibt Raum genug für die Sehnsucht nach dem Tag der Vollendung, da Gott sein wird alles in allen.

Und schließlich der Geist selber: wird er nicht v. 14 = das „Angeld“ genannt? Ach ja, noch sind wir nicht durchgeistet. Noch haben wir nicht die Gestalt gefunden, die ganz dem Geiste entspreche. Noch haben wirs bitter nötig, daß man uns wünsche, daß Gnade mit uns sei und Friede von Gott unserm Vater und dem Herrn Jesus Christus (v. 2).

Fragen wir zusammenfassend: welches Bild der Kirche wird in diesen Versen entworfen? Die Kirche sind die von Gott ersehenen Menschen, die Gott zum Vater, Jesus zum Erlöser, den Geist zum Angeld haben. Sie scharen sich um Christus. In ihm wissen sie sich von Gott geliebt, mit einer Liebe, die bis in unser Fleisch und Blut, bis in unsere Verworfenheit, bis in unsern Tod hineinreicht.

Nirgends weiß man das als in der Kirche. Dieses Wissen gehört mit zu dem geistlichen Segen, der aus der Himmelswelt herniederkam. Es ist aber nicht lediglich ein Wissen um Vergangenes, auch nicht nur um Gegenwärtiges, sondern streckt sich kräftig nach vorn: Die Geschichte hat ihren Richtungspunkt in Gott. Die große Zusammenfassung ist von Christus schon ins Werk gesetzt worden. Ein größerer Abgrund war nicht zu überbrücken und wird nicht zu überbrücken sein als der, welcher zwischen dem Schöpfer klaste und seinem Bild. Alles weitere ist nur eine Frage der Zeit. In dieser Erkenntnis, dieser Hoffnung, dieser Gewißheit wird die Kirche ermuntert, gestärkt und gefördert durch den Hl. Geist. Mit seiner Hilfe lebt sie, handelt sie, glaubt sie „in Christo“.

Aber wo ist sie denn, die also glaubende, handelnde, lebende Kirche? Ist sie bei uns in unsern geistverlassenen Städten? Ist sie draußen auf der Kolonie? Oder lebt sie in den Ruinen des entthronten Europa? Wenn man Missionsbücher liest, hat man fast den Eindruck, die Kirche des Neuen Testaments habe sich aus der Welt der Weißen zurückgezogen und sich in die Urwälder Sumatras, unter die Palmen der Südsee, in die Berge Afrikas geflüchtet. Und manchmal kommt uns wahrhaftig selber Lust an, zu fliehen ob der Öde der uns umgebenden Kirchlichkeit, wo so wenig zu spüren ist von der Gemeinschaft der Gesegneten und Erwählten und Geliebten und Erlösten und Versiegelten.

Aber wo steht denn in unserm Texte etwas von der Augenweide, welche die Kirche ihrem Betrachter verschaffen müsse? Heißt es nicht immer wieder „in Christo“? Der aber ist nicht hier, er ist auferstanden. Der Auferstandene aber sagt: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Und stimmt dem nicht der dritte Artikel zu: „Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche“? Ich glaube — was haben wir denn nun zu glauben? Wir dürfen glauben, daß es auch hier die Kirche Jesu Christi gibt; daß auch auf unsern Gemeinden der erwählende Blick Gottes ruht; daß auch für sie samt uns selber Segen im Himmel vorhanden ist; daß auch für sie das Blut des Herrn Jesus geflossen ist; daß auch sie einbezogen sind in das große Werk der Zusammenfassung dessen was im Himmel und auf Erden ist; und daß auch unter uns der Geist der Pfingsten weht, wo und wann immer er will. Kol. 3, 1—4 gilt doch ganz gewiß nicht nur den Einzelnen, sondern der Kirche. Es gilt eben wirklich, es gilt ganz und gar, es gilt radikal, das paulinische „in Christo“.

II.

Rap. 2, 11—22.

Trat uns im vorigen der Herr Jesus als der große Zusammenfasser dessen was im Himmel und auf Erden ist vor Augen, so sehen wir ihn nun als den Zusammenfasser der größten irdischen Gegenätze.

... „ihr, die ihr einst in der Ferne standet“ (v. 13). Das Problem, das hier flackert, wird heute viel verhandelt. Es geht um

die Frage: Wie steht es mit dem Menschen, der das Evangelium noch nicht vernahm? Lebt er ganz in Nacht? Weiß er garnichts von Gott? Ist alles gänzlich verkehrt in seinem Denken, Tun, Frommsein? Ist garnichts da, woran die Verkündigung der frohen Botschaft anknüpfen kann?

Paulus stellt den Zustand der Heiden dem Israels gegenüber: Israel steht Gott nahe, die Heiden stehen ihm fern. Mit Israel hat Gott sich verbündet und ihnen ein Bürgerrecht verliehen, das die Heiden nicht haben. Israel kennt herrliche Verheißungen, während die Heiden „ohne Hoffnung und gottlos in der Welt“ leben müssen. Paulus sagt nicht: „ohne Gott“, sondern „gottlos“, atheoi. Auch dieser Ausdruck ist hart genug, ebenso der andere: „Die ihr einst in der Ferne standet“ (v. 13). Immerhin muß weder der eine noch der andere besagen, daß Gott ganz aus den Augen verloren war in seiner „ewigen Kraft und Gottheit“ (Röm. 1, 20). Der verlorene Sohn in der Ferne, sollte er wirklich den Vater ganz und gar vergessen haben? Gewiß, er lebte ohne Vater, fern vom Vater. Aber war nicht dennoch sein Dasein als Sohn ein auf den Vater bezogenes, auch und gerade in seiner Abkehr? „Ich bin nicht mehr wert, daß ich dein Sohn heiße!“ Er ist ja aber dennoch der Sohn. Und das gerade macht doch sein Elend so groß. Wird in seiner Wiederannahme eine Beziehung geknüpft, die nie da war? Oder wird eine gestörte, abgerissene, mißachtete Beziehung neu geknüpft aus lauter Gnade?

Ähnlich ist die Sachlage, wenn wir von den Heiden absehen und den Menschen von heute, also 2000 Jahre nach Christus, in den Lichtkegel der Betrachtung stellen. „Ohne Christus“ — kennen wir das überhaupt in unserm Kulturbereich? Und wenn jemand am Schreibtisch ein neues Heidentum entwirft, kann es dann zu mehr kommen als zur Gegenkirche, Unkirche, Nichtkirche?! Sollte man einen Nietzsche anders verstehen können denn als einen, der davon lebte, daß er gegen Christus war? Niemals hat die Neuzeit so nahe davor gestanden, ein zweites Damaskus zu erleben wie in der Lebenszeit dieses Mannes, der sein schönstes Jugendgedicht „Dem unbekanntem Gotte“ weihte. Aber Gott versährt sparsam mit Damaskuserlebnissen. Offenbar hielt er das, was um 1900 an Christlichem vorhanden war, für stark genug, die Botschaft des Heils hindurchzutragen durch die Katastrophen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts.

Doch vergessen wir nicht die historischen Tatbestände, die zunächst in unserm Texte gemeint sind! „In Christo“ wurden die Juden und Heiden zu Nachbarn, zu Brüdern. Wodurch? Dadurch daß Christus „das Gesetz mit seinen in Satzungen gefaßten Geboten aufhob“ (v. 15). Da fiel eine Scheidewand, wegen der die Juden sich keine Gewissensbisse zu machen brauchten, denn Gott selber hatte sie errichtet. Aber derselbe Gott legte sie nun nieder. Wodurch? „Durch die Hingabe seines Leibes“ (v. 14). Fiel damit das Gesetz überhaupt? Wohl die meisten der „in Satzungen gefaßten Gebote“, nimmermehr aber das, worauf Gott mit dem heiligen und guten Gesetz hinauswollte und will (Röm. 7, 12). Im Gegenteil: Das gerade ist ja durch

Christus unübersehbar deutlich geworden, daß der heilige und gute Wille Gottes allen Völkern gilt. Aber es darf hinfort kein Ruhm sich mehr entzünden am Gesetze. Wer sich nun rühmen will, der rühme sich des Herrn (1. Kor. 1, 31).

Als Scheidewand ist es dahingefallen, das Gesetz. Noch aber ist es das scharfe, zweischneidige Schwert von Hebr. 4, 12. Aber siehe, der Gottessohn, „vom Weibe geboren und unter das Gesetz getan“ (Gal. 4, 4), hat sich von diesem Schwerte durchbohren lassen, und dabei ist dem Schwerte die Spitze abgebrochen, so daß es uns nicht mehr töten kann, wenigstens nicht so töten kann, daß nicht ein neues Leben möglich wäre; ja, sein Töten geschieht fortan geradezu zu dem Ende, daß ein neues Leben in uns erstehet, das neue Leben „in Christo“.

„In Christo“ dürfen wir uns vor dem Angriff des Gesetzes geborgen wissen, nicht weil wir alle Hände voll guter Taten gen Himmel heben, sondern weil die blutenden Hände Jesu über uns gebreitet sind. Nicht wir selber schaffen uns Ruhe vor dem Gesetze, sondern „Er ist unser Friede“ (v. 14).

Der ursprüngliche Sinn dieser Worte dürfte uns deutlich sein, er gilt auch weiter. Doch können wir an diesem Satze nicht vorbei, ohne zu fragen: Ist Er wirklich unser Friede, unser Friede auf der ganzen Linie, unser ganz persönlicher Friede? Haben wir etwa mit Gott, daß er unser Volk so in die Tiefe stieß? Wir meinten doch, einen hellen Sinn zu sehen in der geschichtlichen Bahn unseres Volkes. Und nun ist gerade die Geschichte uns zum großen Unsinn geworden. Wie leben wir nun? In einem uneingestandenem schleichen- den Fatalismus? Oder sind wir durch das Kreuz Gott so nahe gekommen, daß uns auch die Katastrophe unserer Sage zum Besten, eben zum Frieden mitten im Unfrieden dienen muß? Wir, die wir hier nicht unsere Heimat haben — haben wir uns damit abgefunden, daß wir ohne Heimat leben müssen in der Welt? Haben wir uns damit abgefunden so, daß auch dieses uns dazu dienen muß, nur umso inniger mit Christus, mit Gott als Hoffende hier zu leben und zu wirken? Ist Er wirklich unser Friede? Merken unsere Frauen etwas davon? Oder stecken wir sie an mit unserm Hader, unserm Murren, unserer Hoffnungslosigkeit? So daß ein wahrer Mensch erschrickt, wenn er in unser Haus tritt und gewahrt, wie Mann und Frau in dieselbe mißtönige Posaune der Trübseligkeit, der Kritik, der Schwarzleherei stoßen? Wie soll dann aber glaubwürdig sein der Ruf, den wir doch weiterzugeben haben: „Ihr seid jetzt keine Fremdlinge und Beisassen mehr, sondern ihr seid Vollbürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen“ (v. 19)?

Wie seltsam mag es bis zum heutigen Tage den Heiden anmuten, wenn ihm dies gesagt wird! Du kannst dich mit den von Gott Geliebten an einen Tisch setzen, glaub es nur, tritt nur herzu! — Ja, eingefügt sollst du werden in einen Bau, dessen Grund schon längst gelegt ist. Längst waren die Bauleute Gottes am Werke und haben das Fundament gelegt. Im fernen Orient wurden die Grundsteine behauen und ins Erdreich gelegt. Dann sind die Apostel des

Herrn gekommen, haben den Bau erweitert und allenthalben auf Erden Grundsteine gesetzt. Unsichtbare Pfeiler recken sich gen Himmel, ein mächtiges Gewölbe tragend, dessen Rippen zusammenlaufen in dem herrlichen Schlüsselstein, der alles zusammenhält: Christus.

Wovon spricht denn der Apostel eigentlich? Natürlich von der Kirche. Ist sie zu sehen? Natürlich ist sie zu sehen. Sind es doch Menschen aus Fleisch und Blut, die hier angesprochen werden, angesehen werden als Bausteine im Dom Gottes. Ganz gewöhnliche Menschen sind es, welche miteinander die Kirche bilden, die erbaut ist auf dem Grunde der Apostel und Propheten.

Eine andere Kirche gibt es nicht. Jede Erneuerung, jede neue Formation der Kirche kann nur eine Re-formation sein; kann also nur darin bestehen, daß die Bürger mit dem Heiligen, die Hausgenossen Gottes sich neu besinnen auf den Grund, auf dem sie stehen oder stehen sollten. Solche Neubesinnung ist nichts diesem Bau wesentlich Fremdes. Das wäre dann der Fall, wenn es sich um ein statistisches Bauwerk handelte. Hier aber ist von einem dynamischen, einem wachsenden Bau die Rede: v. 21 f.

Wenn nicht alles trägt, leben wir in einer Zeit, wo es darum geht, daß die Kirche eine Gestalt gewinne, in welcher sie in den nächsten Jahrhunderten das sein kann, was sie der Welt immer sein sollte: Salz, Licht, Raum des Friedens mitten im Tohuwabohu. Und darum wird nun heute eben gerungen, daß dies Neue, was da werden will, „in Ihm“ geschehe.

Um die Bewegung in Nordamerika, die in unsern Tagen sich anschickte, noch in dieser Generation die ganze Welt zu missionieren, ist es wohl schon stiller geworden. Hoffentlich deshalb, weil man erkannte, daß das Wachsen der Kirche keine Treibhaus-, keine Propagandaangelegenheit ist, sondern daß hier ein Wachsen „in Ihm“ erbeten und erwartet sein will. Wie aber sollte auch dies anders sich vollziehen können als „verborgen mit Christo in Gott“? Möge ein solches Wachsen „im Herrn“ auch unserer kleinen Diasporakirche hier beschieden sein.

III.

Kap. 3, 14—21.

Es gibt kein christliches Denken, das nicht zu einem Tun führte. Tiefere Gedanken als in diesem Briefe sind wohl nie gedacht worden von einem Christenmenschen. Wenn er wirklich nicht von Paulus stammen sollte, so könnten wir uns nicht genug darüber wundern, daß ein solcher Riesengeist so ganz unbekannt geblieben ist. Aber wie gesagt: so groß und weit die Gedanken auch sein mögen, auch sie führen zu einem ganz schlichten Tun: ein Mann beugt seine Knie vor dem Vater. Ein Riesengeist bekennt: Ich bin nichts. Aber ich darf etwas sein: ein Anbetender, ein Dankender darf ich sein. Kniee ich doch nicht vor einer schroff aufsteigenden Felswand, die mir meine Winzigkeit so recht zum Bewußtsein brächte; sondern vor dem Vater kniee ich vor dem Vater, „von dem jegliche Waterschaft im Himmel

und auf Erden ihren Namen hat“, vor dem Vater alles Väterlichen im Himmel und auf Erden.

Was immer an Vatertum vorhanden sein mag auf Erden, sei es in Familie, Staat oder Kirche — wie ein Pfeil zeigt es hin auf den, der es setzte und von welchem her es seine Würde, seine Weihe, seinen Namen trägt, und auf den hin es zu zielen hat, wenn anders es dieses Namens, dieser Weihe, dieses Rechtes würdig sein will.

Feuerbach hat diese Stelle wohl nie zu Gesicht bekommen. Sonst hätte ihm eine Ahnung dämmern können, daß wenigstens im Neuen Testament nicht das Bild des Menschen an den Himmel projiziert wird, vielmehr umgekehrt alles Irdische von einem Oberlicht her seine rechte Beleuchtung empfängt, seinen Ort und seinen Rang, so daß an den Urworten der Bibel nicht zu rütteln ist: „Gott schuf den Menschen Ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Nicht aber umgekehrt! Das hat freilich nicht nur Feuerbach bestritten, das bestreiten wir mit jedem unrechten Wort unsern Kindern gegenüber, mit jeglichem Tun, das den Unsern nicht zum Ansporn wird, mehr zu glauben, sondern mehr zu zweifeln.

Nicht anders stehts mit der Väterlichkeit des Politikers. Nicht umsonst taucht der Staat in der Erklärung des vierten Gebotes auf. Politik, die nur noch Zwecke kennt, ist gerichtet durch Eph. 3, 15. Politik, die nur menschlicher, sei es individueller oder völkischer Selbstverherrlichung dient, wird zu einem Zerrbild dessen, was das politische Amt sein soll und kann, wenn seine Träger sich bewußt sind, daß alles irdische Vatertum vom himmlischen her seinen Sinn empfängt. Das etwa mag das Wörtlein sein, welches die Kirche unablässig ins politische Getriebe hinein zu sprechen hat. Will sie mehr sagen, soll sie sich das lange überlegen, etwas länger, als das zu Stuttgart geschah.

Über vergessen wir nicht, daß uns ein Beter, ein auf den Knien Liegender in sein stilles Kämmerlein hineingelassen hat, sodaß wir seinen Worten lauschen dürfen, wie man zuweilen den betenden Luther belauschte. Die Worte, die wir hier vernehmen, können wahrlich für alle Zeiten Maßstab sein für das, was Beten im Geiste sein mag.

Paulus bittet nicht für sich selbst. Er bittet für andere. Was erbittet er ihnen? Daß sie erstarken mögen am „inwendigen Menschen“. Stellen wie Röm. 7, 22, 2. Kor. 4, 16, 1. Petr. 3, 4 zeigen, daß der „inwendige Mensch“ nicht als großer Unbekannter im Neuen Testament steht. Wir kennen ihn wohl: es handelt sich um den durch Gottes Wort aus der Taufe gehobenen neuen Menschen, auf den hin wir angelegt sind, und als welcher wir Ja sagen dürfen zu Gottes Geboten, als welcher wir Leid und Trübsal erfahren dürfen als Hammer und Meißel, die an uns arbeiten zum Besten unseres ewigen Heils. Es ist also gedacht an den Menschen, sofern er nichts anderes sein will als das Kind eben jenes Vaters, von dem jegliche Vaterschaft im Himmel und auf Erden sich herschreibt.

Diesem inneren Menschen fehlt freilich die rote Rauhhaarigkeit des Esau; eher hat er die sanfte Art Jakobs zu eigen, der lieber in den Hütten blieb, statt auf dem Felde zu streifen. Leicht zuckt er

zusammen unter den Schroffheiten der eigenen und der fremden Art. Auch wagt er sich oft genug nicht so recht ans Tageslicht, läßt lieber Esau den Ersten sein, der ihn dann auch nicht selten zur Seite drängt; denn Einsengerichte und Erstgeburten werden hier nicht erschlichen, sondern hier ist alles umflossen von der Lust der Freiheit und der Wahrheit und reiner Liebe. Wo die nicht ist — ja, Paulus hat schon gewußt, warum seine Leute seines Gebetes bedurften, um stark und stärker zu werden am inwendigen Menschen. Wodurch? „Durch seinen Geist.“ Gott der Schöpfer, der Vater arbeitet durch den Geist am Innersten der Menschen. Der Geist muß die Früchte zur Reife bringen, die Gal. 5, 22 genannt werden: Liebe, Freude, Friede, Geduld usw. Zwar ist auch Esau nicht ohne Liebe, aber seine Liebe verträgt Veredelung. Auch ohne Freude ist Esau nicht, aber seine Freude bedarf der Vertiefung. Und gibt es nicht auch einen Esau-Glauben? Aber in welche Irrealität rennt der hinein! Auch mögen Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit ihm nicht fremd sein, und niemand wird sich mehr freuen als der Christ, wenn er auch außerhalb der Kirche etwas davon zu spüren bekommt. Aber allzuviel ist davon leider nicht vorhanden im „Kosmos“. Und so etwas wie Opfer Sinn oder Vergebung lernen die Heidenchristen am allerschwersten, weil sie's eben so gut wie garnicht kannten in ihrer Welt.

Kräftig möchte Paulus ihn sehen, den inwendigen Menschen; nicht lichtscheu oder „von des Gedankens Blässe angekränkt“. Kräftig greife er zu, wo Not am Mann ist. Reden verlasse er sich auf die Zusage Gottes. Nüchtern blicke er in den Alltag. Sauerlich, nur ja nicht abgestanden klinge seine Rede. O liebe Freunde, hoffentlich gibt es auch bei uns Leute, die Gott darum angehen, aus dem Reichtum seiner Herrlichkeit uns die Gaben zu reichen, die Stärkungsmittel, deren unser innerer Mensch bedarf, damit er nicht verkümmere, nicht einschlafe, damit er nicht langweilig und schwunglos werde in unserer Abgeschlossenheit, in unserm Alleinsein in einem Lande, vor dessen Geistverlassenheit alle erschauern, die aus andern Breiten kommen.

Worauf zielt sie, die Stärkung des inwendigen Menschen? Daß „Christus durch den Glauben in euren Herzen Wohnung nehme“ (v. 17). Gott der Vater wird hier angerufen, durch seinen Geist zu arbeiten am Herzen der Gläubigen, daß dem Sohn dadurch Raum geschaffen werde unter den Menschen. Vater, Sohn und Geist: der Apostel sieht sie zusammen am Werke. „Durch den Glauben“ soll dieses Wohnungmachen geschehen. Es wird dies wohl das hervorstechendste Merkmal des inwendigen Menschen sein müssen: daß er glaubt. Sodas die Fürbitte des Apostels letztlich auf eine Stärkung im Glauben zielt. Denn macht der Geist, indem er den Glauben wirkt, nicht Raum für den Freispruch und Zuspruch und Anspruch des Herrn Jesus? Und wie anders sollte der Herr sonst Wohnung nehmen können in unsern Herzen als im Vernehmen dieses dreifachen Spruchs? Die Krippe ist da. In jedem Menschen ist sie da. Aber wenn der Glaube nicht Heu und Stroh und Windeln zurechtlegt, bleibt sie leer. Nicht als ob der Glaube ein Quartiermacher wäre, den der Mensch selber vor sich herschicken könnte: „Bereitet den

Weg des Herrn!“ Wird hier nicht gebetet um den Geist, der den Glauben wirkt, gebetet um den Glauben, der dem Herrn die Krippe bereitet?

Wird das vielleicht zu wenig geübt in diesem Lande? Sind da jeden Morgen und jeden Abend zu wenig Knie gebeugt vor dem Vater? Sind ihrer zu wenig, die Gott veranlassen, nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit den Geist Glauben wirken zu lassen, damit Christus Wohnung nehme in der Menschen Herzen? Und wenn ihrer zu wenig wären, woran möchte das wohl liegen? Sollte das nicht vielleicht auch mit an uns liegen? Weil bei uns nämlich so herzlich wenig zu spüren ist von jenem inwendigen Menschen, der vom Geist geboren ist? Sollte er etwa verschüttet worden sein, unser inwendiger Mensch, sodaß er die Sprache verlor? Also: rafft euch auf, nehmt euch zusammen, Haltung! Ach nein, hier ist garnichts aufzuraffen und nichts zusammenzunehmen, und von einer Haltung ist hier auch nicht die Rede. Höchstens von einem Gehaltenwerden, das zum Ausdruck kommt darin, daß die Knie gebeugt werden vor dem Vater, von welchem jegliches Vatertum im Himmel und auf Erden seinen Namen hat, daß er uns stark mache am inwendigen Menschen, auf daß wir, nachdem Christus Wohnung nahm in unsern Herzen, willig seien zu helfen, daß er auch Raum gewinne bei unsern Nächsten. Denn dahin treibt uns der Geist, treibt uns der Glaube, der nichts anderes ist als ein Sichöffnen dem Freispruch und Zuspruch und Anspruch des Herrn. Der Freispruch heißt: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Der Zuspruch: „Friede sei mit dir.“ Der Anspruch: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebt habe.“

„Tief gewurzelt und festgegründet in der Liebe“, sagt unser Text. Die Liebe, von der hier die Rede ist, hat ihren Grund nicht in der Liebenswürdigkeit derer, die um uns sind, sondern in dem Herrn, der durch den Glauben in unserm Herzen Wohnung nimmt. Der hat nicht die geliebt, die ihm gleich waren, sondern die ihm so ungleich wie nur möglich waren, nämlich uns! Christi Liebe streckte sich nicht nach dem, was ihm von uns aus entgegenkam, im Gegenteil: sie streckte sich nach dem, was uns von ihm entfernte. Das gerade ist das Kennzeichen der Liebe, die nicht aus dem Reichtum des menschlichen Herzens quillt, sondern die erteilt wird „nach dem Reichtum seiner Herrlichkeit“. Möge er uns von dieser Liebe schenken, daß wir nicht müde werden, daß unsere Herzen nicht stumpf werden und unsere Hände nicht laß, und damit es auch in uns zu diesem wunderbaren Dreiklang komme, den wir in diesen Versen vernehmen: Geist, Glaube, Liebe. „Dann werdet ihr auch recht imstande sein, mit allen Heiligen die Breite und Länge, die Tiefe und die Höhe zu erfassen, und die Liebe Christi, die alle Erkenntnis übersteigt, zu erkennen, bis ihr endlich mit der ganzen Gottesfülle erfüllt seid.“

Christliche Erkenntnis gibt es nicht abseits vom Wege der Kirche. Man kann keine Laboratorien errichten zur Erforschung des Gegenstandes „Christlicher Glaube“. Christliche Erkenntnis ist nur dann ihrem Gegenstand gemäß, wenn sie im Geist, im Glauben und in

der Liebe sich vollzieht. Wir dürfen sicher sein: sobald die Bibel uns kalt läßt, ist etwas mit unserm Glauben, unserer Liebe nicht in Ordnung. So gewiß die Bibel Glauben und Liebe erzeugt, so gewiß will sie nur dem Glauben und der Liebe sich erschließen. Dieses untrügliche Barometer hängt in jedem Pfarrhaus. An ihm mögt ihr ablesen, wieviel der Herr Jesus schon Wohnung genommen hat in euren Herzen.

Was es da zu erkennen gibt, ist nichts anderes als die Liebe Christi. Diese Liebe aber tritt hell ans Licht auf Golgatha. Der gekreuzigte Christus ist es, dem der Geist durch den Glauben Wohnung bereiten will in unserm Herzen. Einen andern Christus kennt der Glaube nicht. Und um einen andern will der Geist sich nicht bemühen. Denn ihm liegt nur daran, daß wir der Liebe des Herrn Jesus gewiß werden. Wo aber soll der Glaubende da anders hinschauen denn aufs Kreuz? Gewiß, er blickt auch auf das, was Gott mit dem auserwählten Volke tat, und läßt es sich zum Beispiel und zur Warnung dienen. Aber der Liebe Gottes wird er so nicht gewiß. Wohl vernimmt er die Stimme der Propheten, aber noch weiß er nicht, ob auch er gemeint sei mit der Gnadenzusage des alten Bundes. Wohl freut er sich an den Liebes- und Wundertaten Jesu, aber geschahen die nicht an andern Leuten, die längst das Zeitliche segneten? O ja, er schaut in die Breite und die Länge, der geistgewirkte Glaube; der Tiefe und der Höhe aber wird er erst gewahr im Blick auf das Kreuz. Was dort geschah, das darf er ganz auf sich beziehen, darfs ganz hineinnehmen in sein Leben und darf von da aus ein Licht fallen sehen auf den langen, weiten Weg, den Gott gegangen ist mit den Menschen von Adam her über Noah, über Abraham und Mose und die Propheten alle. Und dieses selbe Licht fällt auf das, was die Apostel wirkten und das die Kirche erlebte durch die Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag. Und mögen auch die Einzeltüchte der Zukunft uns verschleiert sein, so dürfen wir doch gewiß sein, daß auch das Letzte, was noch aussteht, nichts anderes sein wird als das völlige Hervorbrechen der Liebe Christi, die alle Erkenntnis übersteigt.

IV.

Rap. 4, 25—30.

Große Dinge sind uns von Paulus gesagt worden, größere als unser kleiner Geist zu fassen vermag. Es könnte einem bange werden, ob diese hohen Dinge in ihrer Breite und Länge, in ihrer Tiefe und Höhe noch etwas zu tun haben mit unserer kargen Alltäglichkeit. Aber das ist ja nun gerade das Schöne der apostolischen Briefe, daß sie zum Schluß immer die kleinen Dinge unseres Alltags hineinstellen in den großen Raum, den sie uns weisen. Keine Rede davon, daß unser Reden und Denken, unser Handeln und Wagen, unser Sorgen und Helfen nichts zu tun haben könnte mit dem Geist und dem Glauben und der Liebe, mit dem Kreuz und dem Frieden und der Himmelsbürgerschaft, mit der Rettung, dem Heil, der Erwähltheit. Nein, das ist die Luft, von der alles umflossen ist, was die Apostel

im Leben eines Christen gewahren. Diese neue Lebensluft ist die wesentliche Aenderung, die der bürgerlichen Moral zuteil wird im Raum der Kirche. Das berühmte: „Was sollen wir denn nun tun?“ empfängt keine sensationelle Antwort. „Tut das Gute“, heißt es auf Golgatha wie am Jordan. „Aber tut es nun bitte als solche, die ihr Gutsein nicht in ihrem Tun haben, sondern im Tun des Herrn Jesus.“ Damit ist von vornherein aller Krampf ausgeschaltet, aber auch die tödliche Langeweile, die uns befällt, wenn wir etwa Marc Aurels so überaus vernünftige Ratschläge lesen. Wie sollte ein Dasein nicht von höchster Interessantheit sein, das gelebt wird unter der Devise: „Weinen als weinte man nicht; sich freuen als freute man sich nicht; kaufen als besäße man nicht“ (1. Kor. 7, 29 f.)?

Eph. 4, 22 ff. werden wir aufgefordert, den alten Menschen abzulegen und den neuen Menschen anzuziehen, „der nach Gottes Bild geschaffen ist in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Reinheit.“ Alles Tun des Christen hat darin sein Besonderes, daß da der neue Mensch sein Wörtlein mitsprechen will. Das steht als ständiger Imperativ über uns: „Laßt ihn dieses Wörtlein sprechen. Seht zu, daß der alte Mensch immer weniger zu melden habe in eurem Leben, und daß der neue Mensch in euch täglich mehr Gestalt gewinne, der in Gerechtigkeit und Reinigkeit vor Gott ewiglich leben soll.“ Sehen wir zu, welche Lebensregungen dieses neuen Menschen in unsern Versen sich beobachten lassen, und hoffen wir, daß dabei unser inwendiger Mensch zu gleichen Regungen ermuntert werde.

B. 25.

„Darum legt die Lüge ab und redet die Wahrheit, ein jeder mit seinem Nächsten; wir sind ja untereinander Glieder.“

4, 4 wird gesagt, daß die Christenheit einen Leib bildet; 4, 15 f. wird Christus das Haupt dieses Leibes genannt, „denn von ihm aus wird der ganze Leib zusammengefügt und fest zusammengehalten und vollzieht durch jedes Glied, das seinen Dienst nach der Wirksamkeit verrichtet, die dem Maße jedes einzelnen Teiles entspricht, das Wachstum des Leibes zu seiner Auserbauung in Liebe.“ Als Glieder des Leibes Christi spricht uns auch unser Vers an. Als Menschen also, die sehr eng zusammengehören, die aufeinander angewiesen, aufeinander bezogen sind dadurch, daß sie von derselben Stelle her das sind, was sie sind. Wie sollte ein solches Aneinanderhängen, einander Gehören, Aufeinanderbezogensein anders möglich sein als in der Wahrheit? Wohl kann auch die Lüge Menschen zusammenleimen. Man kann etwa sagen: „Du bist nichts, garnichts. Du bist nur eine Nummer, eine Ziffer in einer Reihenfolge von Zahlen. Die Ziffer interessiert nicht — das Ganze, die Summe ist alles.“ „Man hofft wohlfeiler, ungefährlicher, gleichmäßiger, einheitlicher zu wirtschaften, wenn es nur noch große Körper und ihre Glieder gibt“, schreibt Nietzsche, der diese Lüge klar erkannte, die ja umso verführerischer ist, weil sie den Schein der Wahrheit für sich hat, und außerdem: klingt nicht fast wie Christentum: „Ein Leib, ein Geist, ein Herr“!

Nun, das ist ja das Wesen der Lüge, daß sie im geborgten Ge-

wande der Wahrheit einhergeht. Die Lüge will ja nicht wahr haben, daß sie Lüge ist. Sie muß eine Maske aufsetzen, um überhaupt auf die Straße gehen zu können. Wird ihr diese Maske vom Gesicht gerissen, so schaut man in die hohle Fraze des Nichts. Geschieht das heute mit der Lüge, die wir nannten? Beginnt man zu ahnen, daß es tatsächlich mit den „großen Körpern und ihren Gliedern“ nicht getan ist, oder ist man drauf und dran, noch größere Körper mit noch mehr Gliedern zu schaffen, sodaß der Einzelne diesen Kolossen gegenüber garnicht mehr anders kann als sich in Wohlgefallen aufzulösen? Und da der Nebenmann auch nichts anderes ist, als ein in Wohlgefallen aufgelöstes Nichts, so ist es gar keine Frage mehr, wie man mit ihm auskommt, ob man ihm verpflichtet ist, ob man ihm gegenüber eine Verantwortung hat oder nicht: Der Koloß frißt das alles auf, verarbeitet es, löst es auf. Man kennt dann nur noch eine Verpflichtung dem Superriesen gegenüber, sodaß man den Nächsten garnicht mehr sieht als den, der er ist: ein Mensch!

Es ist dies ungefähr das Gegenteil von dem, was Paulus meint mit den Worten: „Wir sind ja untereinander Glieder“. Dahin wirkt der Geist, der vom Haupte dieses Leibes ausgeht, daß er jedem Glied die Augen öffnet für das Mit-glied. So wird der ganze Leib zusammengefügt und fest zusammengehalten, indem jedes Glied in die Verantwortung hineingezogen wird für das Mit-glied, welches Gott ihm zugeordnet hat, und sei es vorm laufenden Band. Das etwa mag das Wörtlein sein, welches die Kirche ins wirtschaftliche Getriebe hineinzusprechen hat. Will sie mehr sagen, soll sie sich das lange überlegen, etwas länger, als es gemeinhin in Nordamerika geschieht. Aber mehr braucht die Kirche ja garnicht zu sagen: denn wenn es gehört würde, dies Mahnwort, was meint ihr: die Maschinen würden nicht mehr dröhnen — sie würden singen

V. 26 f.

„Zürnt, doch versündigt euch nicht dabei; laßt die Sonne nicht über eurer Erbitterung untergehen, und gebt dem Teufel keinen Raum.“

„Lutei porque odiava“ heißt es in dem schrecklichen Buch „Do fundo da noite“. Aus dem gerechten Zorn einer entrechteten Schicht ist dies geworden: rotglühender Haß. Damit solches nicht im Raum der Kirche geschehe, werden wir gemahnt, unsern Zorn mit der Abendröte verglühn zu lassen. Wohl ist auch Zorn im Bereich des Glaubens möglich. Flammt nicht der heilige Grimm Gottes durch die ganze Schrift, vom ersten bis zum letzten Buch? Über Haß?!

Derselbe Berg, an dessen fruchtbaren Hängen die italienischen Bauern ihre Reben pflanzen, kann sie mit der Zornesglut seiner Lava überschütten. Aber bleibt er nicht dennoch der treue Berg, an den sich aufs neue ihre Hütten schmiegen dürfen? Ein Hassender aber gleicht einem Berge, der ständig mit heißer Lava bedeckt ist. Wer mag dort siedeln? Darum warnt uns der Apostel: Spielt nicht mit dem Feuer des Zornes, so berechtigt er sein mag. Laßt ihn das bereinigende Gewitter sein, aber nicht die ständig heiße Lava, denn die macht jede Gliedschaft am Leibe Christi, jedes Untereinanderglied-

sein „in Christo“ unmöglich. Da macht sich vielmehr ein anderer breit, seinen Leib bauend wie der Krebs, und seine Glieder nährend vom Haffe — „Lutei porque odiava“. Möge Gott uns bewahren vor dem Jorn, der nicht allabendlich mit der Sonne hinter die Berge sinkt. Möge er allenthalben gerade heute Menschen erwecken, die sich das sagen lassen: „Laßt die Sonne nicht über eurer Erbitterung untergehen, und gebt dem Teufel keinen Raum.“ Oder hat der schon zuviel Raum unter den Menschen? Soviel, daß diese Welt ihn nicht mehr fassen kann, daß ihre Wände reißen?!

B. 28.

„Der Dieb stehle nicht mehr, sondern arbeite vielmehr angestrengt und erwerbe sich mit seiner Hände Arbeit sein Gut, damit er imstande sei, den Notleidenden zu unterstützen.“

Zunächst wundern wir uns über die Unbefangenheit, mit der die Gemeinde, der doch die höchsten Dinge gesagt wurden, hier an die fragwürdige Vergangenheit so manches ihrer Glieder erinnert wird. Aber sie hatten ja die große Wandlung durchgemacht. Sie waren aus Fernstehenden zu Nahen geworden, zu Bürgern mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen. Was besagte dem gegenüber ihre frühere Beschaffenheit? Doch wars ganz gut, daß man sich ihrer zuweilen erinnerte, um das Abstandsgefühl zu schärfen und das rechte Augenmaß für die neue Lage zu bekommen. Oder war man garnicht von alledem soweit entfernt, wie der hohe Name „Gottes Hausgenossen“ erwarten ließ? War der Mantel des neuen Menschen doch noch ein bißchen zu eng und zu kurz, sodaß man ihn nicht zuknöpfen konnte und die schmutzige Jacke des alten Menschen doch noch darunter hervorguckte? Oder hatte man die Predigt vom jüngsten Tage als Predigt vom nächsten Tage verstanden, also dahin mißverstanden, daß man in süßem Nichtstun seiner warten könne? Nun, der Mann, der seinen Hörern den Eifer der griechischen Wettläufer vor Augen malte, der wollte nicht, daß sie sich auch in der Verachtung der Arbeit mit den Griechen begegneten. Auch darum war es wichtig, daß er täglich am Webstuhl saß. Aber nun die Begründung — warum soll der Christ seine Hände rühren als Schuster oder Schneider oder Teppichweber? „Damit er imstande sei, den Notleidenden zu unterstützen.“ Also um des Nächsten willen! Das ist das Ethos der christlichen Arbeit. Ob das nicht ein ganz neuer Klang war in der Welt? Wir wollens Nietsche gern glauben: „Die größten Wunder der antiken Sittlichkeit, z. B. Epiktet wußten nichts von der jetzt üblichen Verherrlichung des Denkens an andere, des Lebens für andere; man würde sie nach unserer moralischen Mode geradezu unmoralisch nennen.“ Ach nein, so braucht man sie garnicht zu nennen, sondern es ist nur sachlichst festzustellen, daß wir an ihnen nichts gewahren von der Gliedschaft an jenem Leibe, der sein Leben darin hat, daß eins sich dem andern verbunden, verpflichtet, verantwortlich weiß.

B. 29.

„Laßt keine faule Rede aus eurem Munde gehen, sondern nur

solche, die da wo es nottut, zur Erbauung dient, damit sie den Hörern Segen bringe.“

„Pas logos sapos“ — sapos heißt: faul, moderig, auch bröckelig, also zum Baustein nicht geeignet, unbrauchbar, schlecht, häßlich. So also sollen unsere Worte nicht sein. Paulus möchte gern, daß etwas Nährendes, Wärmendes, Aufbauendes in unsern Worten sei. Von uns Christen soll es nicht so ohne weiteres heißen müssen: „Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.“ Da kommt für einen selber nichts dabei heraus. Denn immer nimmt Paulus den Maßstab vom Andern her: unsere Rede sei so, daß „sie den Hörern Segen bringe“.

Wer von uns noch nicht wußte, daß er nicht bestehen kann vor Gott — wahrhaftig, an diesem Wort könnte es ihm klar werden: „Laßt keine faule Rede aus eurem Munde gehen, sondern nur solche, die zur Erbauung dient.“ Also die feierliche, salbungsvolle, pastorale Rede? Ach, die dient zu garnichts, am allerwenigsten zur Erbauung, sondern höchstens zur Verflauung des letzten bißchen christlicher Substanz, die heute allenfalls noch vorhanden sein mag. Nein: „Habt Salz bei euch!“ ruft der Herr. Nüchternes, salzhaltiges, metallenes Reden ohne Falsch ist von uns gefordert.

Und was ist nun mit den Millionen Worten, die über unsere Zunge gekommen sind und noch kommen werden? Wo bleiben sie? Gerade unsere Worte, die wir uns Diener des Wortes nennen, wo bleiben sie? Wir haben eine Konfirmandenstunde gehalten, haben tausend Wort gesagt, mit heiligen Worten jongliert, aber wir merken ganz genau: Worte waren's, Wörter, aber das Wort war nicht da, kein wärmendes, belebendes, aufbauendes Wort, nur logos sapos. Und warum? Weil wir nicht vorbereitet waren? Weil wir in die Stunde gingen, als gings zum Tennisspiel? Weil wir selber nicht warten konnten, bis die Wörter der Schrift uns selber zum Worte wurden? Oder etwa, weil wir selber nie so angesprochen werden, sondern alles Reden um uns herum nichts ist als Geschwätz, womit der Herr Omnes seine Jahre zubringt? Faulige Fische nehmen wir aus den schmierigen Körben des Marktes, tragen sie nach Hause, tragen sie aus dem Hause, geben sie weiter, wir Menschenfischer!

Ein Pfarrer sitzt an einem Krankenbett. Kranke Leute sind oft sehr gesprächig, und man muß sie ja auch reden lassen. Aber irgendwann wird der Pfarrer auch seinen Mund austun müssen. Was wird nun zutage kommen: Gold, Silber, edle Steine, oder Holz, Heu, Stoppeln? „Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird's klar machen“ (1. Kor. 3, 13).

Und an den Gräbern! Was für bröckelige Steine werden doch gerade hierzulande den meisten Leuten ins Grab nachgeworfen! Mit denen auf den Filialen kommen wir ja doch nur ganz lose in Berührung, wir kennen sie nicht. Und wenn wir zur Beerdigung gerufen werden, wissen wir oft genug noch nicht einmal, wer eigentlich gestorben ist. Was für morsches Holz wird da in die Flamme der Trübsal, in das Glühen der Seelen unterm Leid, was für fauliges Holz wird da hineingeschoben! Und das angesichts des Todes, an-

gesichts des Urtheilspruches, den Gott über eines Menschen Leben fällt, angesichts des Urtheils, das er auch über unser Leben fällen wird!

Soll ich noch auf unsere Alltagsgespräche zu sprechen kommen? Auf die Gespräche in unserm Hause, an unserm Tisch, auf unser Reden mit Kollegen? Doch das kann ich mir sparen, denn steht es nicht da, was wir zu tun haben? Steht nicht zu lesen, mit welchen Gewichten unser Sprechen gemessen wird auf der Wage dessen, dem jedes Wort bedeutsam ist, das über unsere Zunge geht?

B. 30.

„Und betrübet nicht den Heiligen Geist Gottes, mit dem ihr für den Tag der Erlösung versiegelt worden seid.“

Es ist mir dies eins der liebsten Worte der Heiligen Schrift. Es ist eins von den stillen Worten, die auf Taubensfüßen gehen. Eins von den Worten, die uns nur mit dem Flügel streifen wollen — hast du gemerkt, daß ich vorbeigeschoben bin; oder hast du garnichts verspürt, kein Rauschen gehört, keine Berührung gefühlt?

Es hat uns der Apostel ja gesagt, was den Heiligen Geist Gottes betrüben muß, und er wird in den beiden Schlußkapiteln noch mehr davon sagen. Aber uns genügt das schon, was er eben uns vorhielt: Wo man nicht in der Wahrheit steht, wo man sich etwas vormacht über sich selber und die Welt und Gott — da wird er betrübt, der Heilige Geist Gottes, denn er möchte uns doch gleichsam mit der Wahrheit versiegeln für den Tag der Erlösung. Alles Unwahre an uns rüttelt aber an dem Siegel, als wollten wir's nicht mehr.

Und die Arbeit, auf der es doch wie Morgentau liegen soll nach den Worten der Schrift (Ps. 104, 23) — wo sie lediglich benützt wird zur Ausbeutung Anderer, oder wo der scheele Blick des Arbeiters das Werk der Hände begleitet — da wird er betrübt, der Heilige Geist Gottes, denn er möchte uns doch mit der Liebe versiegeln für den Tag der Erlösung. Wo aber lieblos geplant und gewirtschaftet und gearbeitet wird, da rüttelt man an dem Siegel, als wollte man's nicht mehr.

Und wie erst betrübt den Heiligen Geist Gottes aller Mißbrauch des Wortes! Ist doch das Wort das Mittel, durch welches er zu uns kommt, der gute Geist unseres Gottes. Und dieses selbe Wort, das Gott adelt zum Träger seines Geistes, das selbe Wort wird verschwendet, verändelt, verschandelt! Dieser kann ihn nichts betrüben, den Heiligen Geist Gottes, denn er möchte uns doch mit der Echtheit versiegeln für den Tag der Erlösung. Mit jedem unechten Wort aber rütteln wir an dem Siegel, als wollten wir's nicht mehr.

O, liebe Brüder, möge er trotzdem sein Siegel nicht von uns nehmen, sondern es immer fester und fester machen für den Tag der Erlösung.

P. K. Warnke

